

# Regimenter als Image prägende Standortfaktoren

Regiments-Geschichte als regionale Militärgeschichte am Beispiel der brandenburgischen Garnison Frankfurt (Oder)

*Wencke Meteling*

Nach dem preußisch-österreichischen Krieg von 1866 veröffentlichte der Magistrat von Frankfurt (Oder) in der Lokalzeitung ein Schreiben des Regimentskommandeurs des Leibgrenadier-Regiments König Friedrich III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8. Der Kommandeur brachte darin dem Bürgermeister und der Stadt Frankfurt sein Bedauern darüber zum Ausdruck, dass das Regiment vorerst nicht in seine alte Garnisonstadt Frankfurt zurückkehre, sondern in Dresden verbleiben müsse:

„Nach den Allerhöchst befohlenen Dislocationen soll hier das Regiment seine neue Heimath gründen, soll es vielleicht für immer seinem lieben Frankfurt Lebewohl sagen. [...] so sagen wir denn unserm Frankfurt den tiefgefühltesten Dank für all' die Liebe und Güte, mit der wir in seinen Mauern überschüttet sind, die wir während sechs glücklicher Jahre genossen haben.

Möge es der Stadt Frankfurt für immer wohlgehen, mögen die Truppen, die anstatt unserer zu ihr kommen, sich mit ihr vereint ebenso glücklich fühlen, wie wir, und möge sie dann auch nicht des Leib-Regiments vergessen, das, wie schon einmal vor langen Jahren, während der letzten wieder erfahren hat, daß *solche* Garnison für eine Truppe das größte Glück ist. – Das Leib-Regiment vergißt Frankfurt nie!“<sup>1</sup>

Die Dislokationen fanden nicht statt. So hielten im Juni des darauf folgenden Jahres die ehemaligen Garnisonstruppen, darunter die Leibgrenadiere, feierlichen Einzug in Frankfurt:

„Am Montag den 3. Juni traf das von fast allen Schichten der Bevölkerung längst erwartete 8. (Leib-Grenadier)-Regiment, von Dresden kommend, hierselbst ein. Schon einige Tage vorher waren Vorbereitungen zum würdigen Empfange desselben getroffen worden, und aus allen Häusern der Stadt [...] wehten den Kommenden zum Grusse zahllose Fahnen entgegen.“<sup>2</sup>

Frankfurt hatte ‚seine‘ Leibgrenadiere wieder. Fünf Jahrzehnte lang blieben die Bande zwischen der Garnisonstadt und dem Regiment geknüpft, bis

1 Frankfurter Patriotisches Wochenblatt (seit 1880 Oder-Zeitung), Nr. 84, 8.9.1866. Die folgenden Überlegungen beruhen auf meinem Dissertationsprojekt im Sonderforschungsbereich 437 „Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit“ der Universität Tübingen. Vgl. Wencke METELING, Offiziers- und Regimentskulturen in Preußen und Frankreich zwischen 1870 und den 1920er Jahren. In: AKM newsletter 22 (2004), S. 16–18.

2 Frankfurter Patriotisches Wochenblatt, Nr. 51, 5.6.1867.

es im Zuge der Heeresbeschränkung nach dem Ersten Weltkrieg aufgelöst wurde. Das Beispiel aus Frankfurt veranschaulicht, wie emotional die Bindung zwischen einer Garnisonstadt und einem Regiment sein konnte. Die Bestrebungen, das Leibregiment zu behalten, gingen nicht einseitig vom Magistrat und der Stadt-verordnetenversammlung aus, sondern lagen auch im Interesse zumindest eines Teils der Bevölkerung („von *fast* allen Schichten“) sowie des Regiments.

Um die Anziehungs- und Prägekraft zu erklären, die das Militär auf die deutsche Gesellschaft des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ausübte, hat die historische Forschung verschiedene Konzepte entwickelt. Sie beziehen sich auf unterschiedliche Analyseebenen und -einheiten. Auf der Makroebene zielt beispielsweise der Begriff „Militarismus“ auf das staatliche System bzw. die politisch-gesellschaftliche Ordnung, wird aber, mit einem Adjektiv oder einem Präfix versehen, auch auf die Gesellschaft oder gesellschaftliche Teilsysteme übertragen. Hier wäre etwa Stig Försters Unterscheidung zwischen einem „konservativen“ und einem „bürgerlichen“ Militarismus<sup>3</sup> oder der „Gesinnungsmilitarismus“ der „kleinen Leute“ in den Kriegervereinen im Kaiserreich zu nennen.<sup>4</sup> Die besondere Faszination öffentlicher Militärfeiern in Frankreich und Deutschland wurde anhand eines beiden Gesellschaften eigenen „Folkloremilitarismus“ erklärt.<sup>5</sup> „Militarisierung“ wiederum bezieht sich auf die Gesellschaft oder einzelne gesellschaftliche Gruppen und meint die Übernahme militärischer Denk- und Handlungsmuster durch Zivilisten. Die „soziale Militarisierung“ der deutschen Gesellschaft des Kaiserreiches hat (Sonderwegs-)Geschichte geschrieben.<sup>6</sup> Im Bemühen um mehr Differenzierung ist auch im Plural von „Militarisierungen“ die Rede.<sup>7</sup>

Es geht in diesem Artikel nicht darum, Stärken und Schwächen der Militarismus- und Militarisierungskonzepte noch einmal aufzurollen oder dem Forschungs panorama neue Militarisierungsvarianten hinzuzufügen.<sup>8</sup> Um die Bedeutung des Militärs in der Lebenswirklichkeit *vor Ort*, in

3 Stig FÖRSTER, *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-Quo-Sicherung und Aggression 1890–1913*, Stuttgart 1985.

4 Thomas ROHKRÄMER, *Der Militarismus der „kleinen Leute“. Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871–1914*, München 1990.

5 Jakob VOGEL, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der Nation in Waffen in Deutschland und Frankreich*, Göttingen 1997; DERS., „En revenant de la revue.“ Militärfolklore und Folkloremilitarismus in Deutschland und Frankreich 1871–1914. In: *ÖZG* 9 (1998), S. 9–30.

6 Dazu im weiteren Kontext einer Militärgeschichte als Sozialgeschichte: Marcus FUNCK, *Militär, Krieg und Gesellschaft. Soldaten und militärische Eliten in der Sozialgeschichte*. In: Thomas KÜHNE/Benjamin ZIEMANN (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?* Paderborn/München/Wien u.a. 2000, S. 157–174.

7 Bernd ULRICH/Jakob VOGEL/Benjamin ZIEMANN, *Einleitung*. In: DIES. (Hg.), *Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871–1914. Quellen und Dokumente*, Frankfurt a. M. 2001, S. 9–28.

8 Dazu: Wolfram WETTE, *Für eine Belebung der Militarismusforschung*. In: DERS. (Hg.), *Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik*, Münster 1999, S. 13–37; ein Klassiker der Militarismusforschung: Volker R. BERGHahn (Hg.), *Militarismus. Die Geschichte einer internationalen Debatte*, Hamburg/Leamington Spa/N.Y. 1986.

Garnisonstädten und ihrer Umgebung zu erfassen, erscheint der Rekurs auf jene Großinterpretamente nicht zwingend. Die alltägliche Präsenz des Militärs kann leicht dazu verleiten, sie mit Militarisierung gleichzusetzen, oder anders ausgedrückt: Wer in Garnisonstädten nach Militarisierung fragt, wird sie auch vorfinden. Die bisherige Forschung zu Garnisonen in Deutschland ist den heiklen Fragen nach Militarismus und Militarisierung eher ausgewichen. Das lag zum einen am großen empirischen Nachholbedarf. Die Forschung musste überhaupt erst einmal ins Rollen gebracht werden, ehe dann 1975 eine erste Bestandsaufnahme erfolgte.<sup>9</sup> Gut zwanzig Jahre später konnte mit einem Sammelband zu Stadt und Militär beachtliche Zwischenbilanz gezogen werden. Die Fragestellung zielte dabei, und dies ist der zweite Grund, weshalb die im Sammelband vertretene kritische Garnisonforschung wenige Berührungspunkte mit der Militarisierungs- und Militarismusforschung aufwies, auf „wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte“.<sup>10</sup> Der Ansatz war primär vom rationalen Kalkül der zivilen und militärischen Behörden und der Gewerbetreibenden Bürgerschaft aus gedacht.<sup>11</sup> Im Unterschied zu den meisten Garnisonstudien wird im vorliegenden Aufsatz der ganze Bereich „Wirtschaft und Infrastruktur“ bewusst ausgeblendet und ein etwas anderer, ‚lebensweltlicherer‘ Fragehorizont bevorzugt, der an das Erkenntnisinteresse der Militarisierungs- und Militarismusforschungen anknüpft, nämlich die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung des Militärs: Was machte das Militär für (Garnison-)Städte eigentlich über Wirtschaft und Infrastruktur hinaus attraktiv? Welche Werte verkörperte es, welche Funktionen erfüllte es? Und welche Widerstände erregte es?

Regimenter galten als Image prägende Standortfaktoren, so die zentrale These dieses Beitrags. Ähnlich wie es sich heute im Globalisierungszeitalter eine Stadt nicht leisten kann, renommierte Großunternehmen abwandern zu lassen, ohne soziale und wirtschaftliche Nachteile, zumindest aber einen Imageschaden in Kauf zu nehmen, waren Städte im Zeitalter eines militärisch geprägten Nationalismus auf eine Garnison bedacht, sofern sie sich die finanziellen und materiellen Vorleistungen an den Militärfiskus leisten konnten. Eine Garnison vorweisen zu können, gehörte im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ebenso zur ‚Standortsicherung‘ wie ein guter Anschluss an das Eisenbahnnetz oder attraktive Bildungsanstalten und höhere Behörden. Ob sich eine Garnison letztlich wirtschaftlich auszahlte, war nicht immer entscheidend.

9 Vgl. das Pionierprojekt: Stadt und militärische Anlagen, hg. von der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Hannover 1975, das aus einem interdisziplinären Arbeitskreis hervorgegangen ist.

10 Bernhard SICKEN (Hg.), Stadt und Militär 1815–1914. Wirtschaftliche Impulse, infrastrukturelle Beziehungen, sicherheitspolitische Aspekte, Paderborn 1998.

11 Vgl. Bernhard SICKEN, Einleitung. In: DERS., Stadt, S. 1–9, hier S. 2 f.

Der Wert zumal eines renommierten Regiments für eine Stadt erschöpfte sich eben nicht in ökonomischen Kriterien. Mit ‚guten‘ Regimentern konnte sich eine Stadt schmücken, sie gaben dem Heimatkolorit eine besondere Note und festigten die Beziehungen der Stadt zur herrschenden Dynastie, im Falle Preußens zu den Hohenzollern, um nur einige Imageimpulse zu nennen. Umgekehrt kletterten Regimenter auf der Skala der „Regimentswichtigkeit“<sup>12</sup> nach oben, wenn sie eine ‚gute‘ Garnison ihren Standort nennen durften. Die preußische Armee ebenso wie die Gesellschaft kannten fein ausdifferenzierte Hierarchien im Stellenwert ihrer Regimenter. Er bemaß sich nach der Lage und Bedeutung der Garnison, nach der Waffengattung und der Tradition des Regiments sowie der sozialen Zusammensetzung seines Offizierkorps. Insofern hatte die Regimentswichtigkeit nicht nur viel mit symbolischer Über- und Unterordnung, sondern auch mit sozialer Machtverteilung zu tun. Die Attraktivität von Regimentern für Städte und ganze Regionen lag im kulturellen Kontext begründet.

Der vorliegende Aufsatz versteht sich als ein Ideenaufriß für eine Regiments-Geschichte als regionale Militärgeschichte. Mit Hilfe des Regimentsansatzes werden einige Überlegungen und vorläufige Befunde zu einer modernen, regional ausgerichteten Gesellschaftsgeschichte der bewaffneten Macht vorgestellt, die auf Theorien, Fragestellungen und Methoden der Sozial- und Kulturgeschichte sowie der neueren Militärgeschichte beruhen.<sup>13</sup> Das Militär wird als gesellschaftlicher Ordnungs- und Zerstörungsfaktor begriffen, der die europäischen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts tiefgreifend prägte. Garnisonstädte bieten sich als Untersuchungsräume für kulturgeschichtliche Fragestellungen besonders an, weil sie als Städte Orte ziviler Kultur, als Garnisonen Orte militärischer Kultur waren. Der Regimentsansatz eignet sich sehr gut als methodisches Scharnier zur Verknüpfung von historischer Mikro- und Makroebene. Regimenter waren militärische Soziotope mit einer eigenen Kultur, das heißt sie pflegten einen spezifischen Habitus und eine eigene Erinnerungspraxis. Sie wirkten aber auch als Vergemeinschaftungs- und Vergesellschaftungskerne in Garnisonstädten und darüber hinaus in ganzen Regionen. Der Regimentsansatz erlaubt zwei analytische Herangehensweisen: Zum einen lassen sich innermilitärische Haltungen und Handlungen in den Blick nehmen, indem man die jeweiligen Regimentskulturen betrachtet. Zum anderen ergibt sich die Möglichkeit für eine zivil-militärische Beziehungsgeschichte, indem man das Militär als Teil der Gesellschaft untersucht. Ausgehend vom Mikrokosmos Regiment lassen sich die Beziehungen

12 Ute FREVERT, *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München 2001, S. 208 f.

13 Als Zwischenbilanz der neueren Militärgeschichte siehe den Sammelband von KÜHNE/ZIEMANN, *Was ist Militärgeschichte*.

des Regiments, seiner Offiziere und Soldaten zur Stadt und ihrem Umfeld, darüber hinaus zur Region und schließlich zum Staat und zur (nationalen) Gesellschaft gezielt fassen. Eben jene Verflechtung von Mikro- und Makroebene könnte im Zentrum einer künftigen regional ausgerichteten Militärgeschichte stehen.

Wenngleich es hier bei dem bloßen Hinweis bleiben muss, so erscheint der Regimentsansatz überdies geeignet, eine der hartnäckigsten Barrieren der Militärgeschichte zu überwinden. Jahrelang hat die kanonisierte Unterscheidung zwischen einer älteren Militärgeschichte „von oben“ (Offiziere) und einer jüngeren „von unten“ (Soldaten) dazu geführt, dass kultur- und erfahrungsgeschichtliche Studien sich fast ausschließlich mit der Soldatenperspektive auseinandersetzten und die Offiziersicht ausblendeten.<sup>14</sup> Das Stigma „von oben“ hat ein regelrechtes Forschungsdefizit vom Fähnrich aufwärts nach sich gezogen, das bis in die gegenwärtige Militärgeschichte nachwirkt. Längst ist es an der Zeit, Offiziere aus ihrer Verbannung in die Generalstabshistorie zu befreien und ihnen stattdessen mit einem ähnlichen kultur- und erfahrungsgeschichtlichen Instrumentarium zu begegnen wie den Soldaten<sup>15</sup> – im Sinne einer integrativen Militärgeschichte. Der vorliegende Artikel kann dies nicht leisten, es soll aber in einer ausführlichen Studie nachgeholt werden.<sup>16</sup>

Untersuchungsgrundlage des Beitrags bilden die märkische Garnisonstadt Frankfurt (Oder) und ihre Regimenter in der Zeit von den 1860er bis in die 1920er Jahre. Das Augenmerk gilt zwei Infanterieregimentern, die als heimische Truppen galten und sich selbst so betrachteten: neben den bereits erwähnten „Leibgrenadieren“, die so genannten „Zwölfer“, das Grenadier-Regiment Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburgisches) Nr. 12. Die Bedeutung des Militärs für die Stadt wird unter funktionalen Gesichtspunkten untersucht. Der Aufsatz gliedert sich in drei systematische Kapitel: Macht und Repräsentation, Unterhaltung und Geselligkeit sowie Ruhe, Sicherheit und Ordnung. Auf jedem der drei Felder soll ausgelotet werden, welche Aufgaben die Regimenter erfüllten, welche Werte und Bedeutungen sich mit ihnen verbanden und ob sie integrierend wirkten, aber auch welche Antipathien und Ängste sie wachriefen und ob sie zur gesellschaftlichen Desintegration beitrugen. Die Darstellung muss sich dabei auf einige wenige Schlaglichter beschränken und kann darum nur einen kleinen Teil der in der Einleitung angestellten Überlegungen empi-

14 Wolfram WETTE, Militärgeschichte von unten. Die Perspektive des „kleinen Mannes“. In: DERS. (Hg.), *Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten*, München 1992, S. 9–47; Bernd ULRICH, „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert. In: *GG 22* (1996), S. 437–503.

15 Vgl. die Forschungen Marcus Funcks zum preußischen Militäradel. Demnächst erscheint seine Dissertation: Marcus FUNCK, *Feudales Kriegertum und militärische Professionalität. Der Adel im preußisch-deutschen Offizierkorps 1860–1935*, Berlin 2005 (im Druck).

16 Es gehört zur Zielsetzung meiner Dissertation „Offiziers- und Regimentskulturen in Preußen und Frankreich zwischen 1870 und den 1920er Jahren“ (Arbeitstitel).

risch einlösen. So werden etwa die Kriege selbst nicht einbezogen, wodurch die Zerstörungskraft des Militärs gegenüber seiner Ordnungskraft weniger stark thematisiert wird. Das abschließende Fazit fasst die Befunde noch einmal zusammen und zieht Bilanz, welchen Beitrag der Regimentsansatz für eine regionale Militärgeschichte leisten kann und welche Forschungsperspektiven sich abzeichnen.

## I. Macht und Repräsentation

Nicht zuletzt im Begriff der „bewaffneten Macht“, der synonym für die Institution Militär gebraucht wurde und wird, spiegelt sich eine ureigene Funktion des Militärs wider, nämlich Macht auszuüben und zu repräsentieren, und zwar staatliche Macht. Im Königreich Preußen repräsentierte die Armee allerdings weniger den abstrakten Staat als vielmehr „König und Vaterland“. Auch im Kaiserreich blieb die preußische Armee ganz auf Wilhelm I. als König, nicht als Kaiser fixiert. Unter Wilhelm II. änderten sich zwar die Auspizien, indem Kaisertum und Reich als Orientierungsgrößen aufstiegen, jedoch hielt die Armee immer noch an ihrer Königstreue fest. Die Marine hingegen hatte sich eindeutig Kaiser und Reich verschrieben. Das muss hier nicht näher ausgeführt werden. Vielmehr kommt es darauf an, dass die Bindung zwischen der Monarchie – personifiziert in der Dynastie der Hohenzollern – und der preußischen Armee für die Beziehung zwischen Regimentern und Garnisonstädten kaum hoch genug eingeschätzt werden kann. Die dynastische Bindung schwang im Kaiserreich stets mit, wenn es um Militärpräsenz im öffentlichen Raum ging. Für die „königlich-preußischen“ Regimenter war sie mehr königlich konnotiert, für Frankfurt (Oder) überwog seit 1888 der Kaiser- und Reichsbezug.

Die Tradition Frankfurts als Garnisonstadt reichte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurück.<sup>17</sup> Damit war Frankfurt eine der ältesten Garnisonstädte der Mark Brandenburg. Seit 1818 war sie auch Kommandositz der 5. Division. Als Mitte des 19. Jahrhunderts die letzte Blütezeit der großen Messen für die alte Handelsstadt ihr Ende fand, berief sich die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks umso stärker auf ihren Status als „Beamten- und Garnisonstadt“. Die ersten Bataillone des namhaften Leibgrenadier-Regiments Nr. 8 und des Grenadier-Regiments Nr. 12 waren bereits zwischen den 1820er und den 1840er Jahren hier länger garnisoniert gewesen. Seit 1881/82 war die Stadt ständige Garnison der beiden Regimenter.

17 Hermann BIEDER, Zur Geschichte der Frankfurter Garnison. In: DERS., Bilder aus der Geschichte der Stadt Frankfurt a. Oder, Bd. 2, Frankfurt/Oder 1908, S. 253–261; Joachim SCHNEIDER, Frankfurt an der Oder als Garnisonstadt. In: Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt (Oder) (1996) 1, S. 15–32.

Wie eng die Regimenter mit der Provinz Brandenburg, dem Königreich Preußen und seiner Dynastie verflochten waren, lässt sich auf vielen Ebenen ablesen. Beispielsweise waren die Chefs des Leibregiments stets die preußischen Könige. Seine volle Bezeichnung lautete seit 1861 „Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8“. Traditionellerweise durfte es sich zu den preußischen Garden rechnen. Chef des Grenadier-Regiments war sechs Jahrzehnte lang (1822–1883) Prinz Carl von Preußen. Zwar wandelte sich die Systematik der Regimentsnomenklatur im 19. Jahrhundert mehrfach; sie beruhte aber auf bestimmten Prinzipien, wie das Beispiel des Grenadier-Regiments Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburgisches) Nr. 12 veranschaulichen mag: Auf die Truppenbezeichnung folgte der Name des Chefs oder früheren Chefs, in Klammern dahinter die provinzielle Nummer und abschließend die Nummer in der Reihe der preußischen Regimenter. Letztere waren durchgehend nummeriert. Da Tradition in der Armee einen Wert an sich darstellte, galten ‚kleine Hausnummern‘ als besonders erlesen. Das Leibregiment war bereits 1808 gegründet worden, das Grenadier-Regiment Nr. 12 immerhin 1813. Sowohl die Leibgrenadiere als auch die „Zwölfer“ eigneten sich somit vorzüglich als Aushängeschilder für eine Garnison.

Wie die Stadt die Möglichkeit nutzte, sich den guten Ruf ihres Lieblingsregiments, der „Leiber“, auf den eigenen Leib zu schreiben, zeigte sich beim 100-jährigen Regimentsjubiläum im Juni 1908.<sup>18</sup> Die Feierlichkeiten erstreckten sich über mehrere Tage und zogen ganz Frankfurt in ihren Bann. Überschwänglich und mit vielen Sonderbeilagen berichtete die „Frankfurter Oder-Zeitung“, die publizistische Stimme der Stadtverwaltung<sup>19</sup>, über das festliche Großereignis. Dessen Radius erstreckte sich auf das gesamte dritte Armeekorps, denn als urmärkisches Regiment genossen die Leibgrenadiere eine herausragende Stellung.<sup>20</sup> Lebendiger Ausdruck der Regimentsgemeinschaft waren die vielen ehemaligen Leibgrenadiere, deren Vereinsnetz sich weit über die Provinz Brandenburg erstreckte und die nun zahlreich in ihrer alten Garnisonstadt aufschienen. Ganz im Stil der Selbstdarstellung in den Regimentsgeschichten wurde die kriegerische Vergangenheit des Regiments

18 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (BA-MA), PH 10 II 32.

19 Als Meinungsmacherin glied die nationalliberale „Oder-Zeitung“ einer „vierten Gewalt“ in Frankfurt und Umgebung. Nach dem Fall des Sozialistengesetzes erhielt sie vorübergehend politische Konkurrenz durch die sozialdemokratische „Märkische Volksstimme“, doch konnten deren 2000 Abonnenten ihre Quasi-Monopolstellung nicht gefährden. Nach dem Ersten Weltkrieg gelang es der Sozialdemokratie, den „Frankfurter Volks-Freund“ zu lancieren und die „Oder-Zeitung“ erneut zu attackieren; Rita ALDENHOFF-HÜBINGER/Gangolf HÜBINGER, Frankfurt an der Oder von der 1848er Revolution bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. In: Ulrich KNEFELKAMP/Siegfried GRIESA (Hg.), Frankfurt an der Oder 1253–2003, Berlin 2003, S. 157–173, hier S. 157–159, 164; zu Magistrat und Stadtverordneten ebd. S. 145–147. Die Sozialdemokratie erreichte bei den Reichstagswahlen 1912 im Regierungsbezirk Frankfurt (Oder) 50,8 % der Wählerstimmen; Joachim WINKLER, Die Entwicklung der Frankfurter Sozialdemokratie in der Zeit von 1870 bis 1890. In: Mitteilungen des Historischen Vereins zu Frankfurt (Oder) (1995) 2, S. 35–43, hier S. 43.

20 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 132, 6.6.1908.

beschworen und in die vaterländische Geschichte eingeschrieben. Das Muster, das dabei hervortritt, zeugt vom Selbstverständnis der preußischen Armee als erster Instanz – zusammen mit der Kirche – gleich nach dem Monarchen. Ebenso spiegelt sich darin die Anerkennung dieses Leitanspruchs durch zivile Instanzen wider.

Das Leibregiment wurde als *pars pro toto* für die preußische Armee gefeiert. Sein Gründungsmythos erzählte von der Rettung der Armee und Preußens aus der Schmach der Niederlage von Jena und Auerstedt und vom Wiederaufstieg Preußens zur Großmacht. 1807 hatten die Ursprungsbataillone des Leibregiments an der ruhmreichen Verteidigung der Festung Colberg teilgenommen. Auch in den antinapoleonischen Kriegen, den so genannten „Freiheitskriegen“, und in den Einigungskriegen hatte das Regiment gefochten. Es verstand seine Schlachten als glorreiche Etappen auf Preußens Weg ins Deutsche Reich. In dieser Sicht hatten die Kriege Militär, Vaterland und Monarchie zu einer bellizistischen Schicksalsgemeinschaft zusammengeschmiedet. Die „Oder-Zeitung“ zementierte diese Sicht nicht nur, sondern sicherte Frankfurt einen historischen Platz „als erste Stadt der Mark, des Herzens von Preußen und Deutschland“.<sup>21</sup>

Höhepunkt des Regimentsjubiläums war zweifellos der Besuch des Kaisers. „Der Kaiser bei seinem Leib-Regiment“, titelte die „Oder-Zeitung“ und unterstrich damit die besondere Ehre, die Kaiser Wilhelm II. durch seine persönliche Anwesenheit beim Fest in seiner Funktion als Erster Chef den Leibgrenadieren und der Stadt erwies.<sup>22</sup> Kaiserbesuche stellten für mittelgroße Städte wie Frankfurt eine seltene Ehre dar. Das erste Mal war Kaiser Wilhelm II. kurz nach seiner Thronbesteigung 1888 nach Frankfurt gereist, um das Denkmal der Offiziere des III. Armeekorps für ihren ehemaligen Kommandanten Prinz Friedrich Carl zu enthüllen. Es war der erste Besuch eines Deutschen Kaisers in Frankfurt überhaupt. Stadt, Militär und Bürgerschaft hatten einen grotesk anmutenden Aufwand betrieben, um ihm einen würdigen Empfang zu bereiten.<sup>23</sup> Ein zweites Mal war Wilhelm II. zum Kaisermanöver 1902 in Frankfurt gewesen. Zum 100-jährigen Jubiläum waren nun auch die Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin als Zweiter Chef [sic!] des Regiments und ihr Gatte zugegen. Eine wahre Flut von Erinnerungspostkarten zeugte von der Bedeutung des Festes.<sup>24</sup>

Das 100-jährige Regimentsjubiläum der Leibgrenadiere ist nur ein besonders hervorstechendes Beispiel für die Repräsentationsfunktion, welche die Regimenter für die Stadt und die Monarchie erfüllten. Bei zahlreichen

21 Ebd.

22 Ebd., Nr. 133, 7.6.1908.

23 Kaiserfest zu Frankfurt a. d. Oder am 16. August 1888, Frankfurt a. Oder 1888.

24 BA-MA Freiburg, PH 10 II 32 Bl. 20.

anderen Anlässen, bei dynastischen und militärischen Feier- und Gedenktagen, Denkmalseinweihungen, Rekrutenvereidigungen, höheren Empfängen und vielem mehr, blieb das Erzählmuster der städtischen und militärischen Autoritäten unverändert: Die Geschichte der Regimenter wurde mit der Stadtgeschichte verflochten und zum Herzstück der vaterländisch-monarchischen Erfolgsgeschichte des Aufstiegs Preußen-Deutschlands verklärt.

In ihrer Repräsentationsfunktion wirkten die Regimenter überwiegend integrierend und systemstabilisierend. Der Großteil ihrer Auftritte war an festliche Ereignisse gekoppelt. Sie verfehlten ihre Wirkung selbst auf militärkritische Personen nicht, weil sie Höhepunkte im städtischen Alltagsleben darstellten. Die Beliebtheit der Regimenter machte weder vor politischen oder sozialen noch vor lokalen Grenzen eindeutig Halt. Das galt selbst für Arbeiter. Trat aber die Repräsentationsfunktion des Militärs gegenüber seiner Ordnungsfunktion in den Hintergrund, so schwand der militärische Festcharakter und das latente Misstrauen der Arbeiterschaft schlug in offene Feindseligkeit gegen das Militär um. Die Macht des Militärs trug stets den Stallgeruch des Obrigkeitsstaates, und geringe Anlässe genügten, damit die Arbeiterschaft dessen repressive Hand witterte und im Militär primär den Garanten einer ungeliebten politisch-sozialen Ordnung erblickte. Hätte man die garnisonseigenen Regimenter je zur drohenden Machtdemonstration oder gar zum militärischen Einsatz gegen die Frankfurter Arbeiterschaft missbraucht, wäre der Vertrauensverlust wahrscheinlich irreparabel gewesen. Aus guten Gründen scheinen sich das Divisionskommando ebenso wie die zivilen Behörden vor diesem Schreckensszenario gehütet zu haben.

## II. Unterhaltung und Geselligkeit

Wer den Unterhaltungs- und Geselligkeitswert von Regimentern betont, läuft Gefahr, den Einfluss des Militärs zu verharmlosen. Andererseits lässt sich die Beliebtheit der Regimenter nur unvollständig begreifen, wenn man die Faszination des Militärs einseitig mit Nationalismus, Militarismus oder einem destruktiven Hang zu Heldentum und Opfertod zu erklären versucht. Eine wesentliche Dimension der Integrationskraft von Regimentern bliebe dann ausgespart. Die starke Identifizierung mit den Regimentern lag zu einem Gutteil darin begründet, dass sie so viel zum geselligen Leben der Stadt beitrugen. Da ist zunächst an die emotionale Wirkung von Regimentern bei Umzügen und Paraden zu erinnern. Insbesondere auf Frauen wirkte ihr Erscheinungsbild höchst anregend und erotisierend: gepflegt aussehende Männer, vor allem Offiziere, edle Pferde, elegante Uniformen, eng anliegende Hosen, glänzend polierte Stiefel, das Ganze im rhythmischen Gleichschritt zum Klang der Trommeln vor den Augen einer begeisterten Zuschauermenge. Öffentliche Regimentsauftritte waren sehr gut inszenierte, massenwirksame Events. Michael Geyer hat die Funktion der Militärkultur überzeugend als

„a deliberately designed effort to establish corps identity and military status in society through the manufacturing of appearance“ bezeichnet.<sup>25</sup> Ganz wesentlich für die integrative Wirkung war dabei die Militärmusik.<sup>26</sup>

Über die reinen Unterhaltungszwecke hinaus bestand die Funktion der Militärmusik in Friedenszeiten darin, für ‚gute‘ (das hieß patriotische und militärfreundliche) Stimmung in der Bevölkerung zu sorgen. Besonders die außerordentlich beliebten vaterländischen Märsche zogen die Massen in ihren Bann und lösten ein lebendiges Zusammengehörigkeits- und Einigkeitsgefühl aus. Nach den Heereserweiterungen der 1860er und 1890er Jahre erlebte die Militärmusik eine Blütezeit. Jedes Regiment besaß eine eigene Militärkapelle von ca. 40 Mann. Häufig traten sie zu Gastkonzerten in benachbarten Städten auf. Regimentskapellen waren aus dem Leben einer Stadt nicht wegzudenken. Ob an Feiertagen oder bei Paraden und Straßenmärschen, beim täglichen Aufziehen der Wache oder dem Großen Zapfenstreich, bei Gebäude- und Denkmalseinweihungen, offiziellen Empfängen, Truppenein- und -auszügen, Rekrutenvereidigungen, Fahnenweihen, Volksfesten, Vereinsjubiläen, bei Platz-, Garten- und Saalkonzerten oder den Opern- und Operettenaufführungen des Stadttheaters – Militärkapellen waren allgegenwärtig. In Berlin fanden an Sommerabenden zwanzig bis dreißig Militärkonzerte statt.<sup>27</sup> Als die Frankfurter Regimenter nach dem Friedensschluss 1871 in ihre Garnison zurückkehrten, gab es täglich Militärkonzerte, welche die Zeitungsrubrik „Öffentliche Vergnügungen“ füllten.<sup>28</sup> Die Kapelle des Leibregiments spielte jeden Tag im Volksgarten.<sup>29</sup> Für das Schützenfest trat ebenfalls das Leibgrenadier-Musikkorps auf, „das zu öfteren Malen mit dem lautesten Bravo für die vortreffliche Durchführung schöner Musikpiecen belohnt wurde“.<sup>30</sup> Die Leibgrenadier-Kapelle und ihr Kapellmeister Johann Gottfried Piefke waren legendär.<sup>31</sup> Von 1835 bis zu seinem Tod 1884 hielt Piefke dem Leibregiment die Treue. 1859 war ihm der Titel „Königlicher Musikdirektor“ verliehen worden, inzwischen zum Musikdirektor des gesamten III. Armeekorps avanciert, überreichte ihm Prinz Friedrich Carl 1872 auf Jagdschloss Glienicke, wo die Kapelle des Leib-Grenadier-Regiments wie üblich die Tafelmusik stellte,

25 Michael GEYER, *The Past as Future. The German Officer Corps as Profession*. In: Geoffrey COCKS/Konrad H. JARAUSCH, *German Professions 1800–1950*, Oxford 1990, S. 183–212, hier S. 195.

26 Siehe den aufschlussreichen musikwissenschaftlichen Artikel: Georg KANDLER/Hans HICKMANN, Art. „Militärmusik“. In: *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Allgemeine Enzyklopädie der Musik, hg. von Friedrich BLUME, Bd. 9, Kassel u. a. 1961, S. 305–335.

27 KANDLER, *Militärmusik*, S. 322.

28 *Frankfurter Patriotisches Wochenblatt*, Nr. 79, 6.7.1872.

29 *Ebd.*, Nr. 56, 1.7.1871.

30 *Ebd.*, Nr. 90, 1.8.1872.

31 Karl MICHELKE, *Johann Gottfried Piefke. Königlicher Musikdirektor. Eine Lebensbeschreibung*, unveröff., 1989; Stadtarchiv Frankfurt (Oder), XXXIV 41 (1); KANDLER, *Militärmusik*, S. 320 f.

„in Anerkennung seiner Verdienste um die Militärmusik und in Sonderheit seiner Capelle einen schweren silbernen Pokal.“<sup>32</sup>

Die Berichterstattung zum 50-jährigen Regimentsjubiläum 1858 gibt eine Vorstellung davon, wie die Beteiligten die musikalisch umrahmten Festveranstaltungen erlebten. Eine Deputation der inzwischen weit über Tausend ehemaligen Leibgrenadiere aus der Frankfurter Bürgerschaft war zum Exerzierplatz gesandt worden, um dem Regiment die Glückwünsche der Stadt zu übermitteln. „Zum Danke ließ der Herr Regiments-Commandeur das Regiment im Paradeschritt vor den ehemaligen Kameraden vorbeimarschieren, während die Musik ‚Ich bin ein Preuße‘ spielte. Die hier eben geschilderte gegenseitige Begrüßung und Überraschung [...] hatte für Alle, die sie erlebten, etwas höchst Erhebendes und bleibt ihnen unvergesslich.“ Beim anschließenden „Feldddiner“ und den Festreden tat die Musik ihr Übriges: „Alle diese Toaste wurden durch die ausgezeichnete Regiments-Musik auf geeignete Weise vorbereitet oder geschlossen und es waren nach sinniger Auswahl solche Stücke gewählt, welche entweder dem Regimente jetzt eigen sind, oder aus seiner Vergangenheit nachklingen.“<sup>33</sup>

Welche Suggestionskraft von der Militärmusik ausging, zeigte sich besonders eindrücklich am 2. August 1914, dem Tag der deutschen Mobilmachung, als in Frankfurt eine große patriotische Kundgebung stattfand.

„Gegen ½8 Uhr zog die Kapelle des Gren[adier]-Reg[imen]ts Nr. 12, gefolgt von einer tausendköpfigen Menge, zum Rathause. Nicht lange dauerte es, so erschienen die Musiker auf der Galerie des kleinen Turmes unseres neuen Rathauses und stimmten hier oben das alte, schöne Lutherlied: ‚Ein’ feste Burg ist unser Gott‘ an. Es folgten die Nationalhymne, Deutschland, Deutschland über alles, Die Wacht am Rhein und der Preußenmarsch. Herrschte während des Blasens des Chorals lautlose Stille unter der Menge [...], so löste jedes der anderen Lieder [...] lebhaftes Hochrufe aus, die von Hüte- und Tücherschwenken begleitet waren. Gegen 8 Uhr trat die Kapelle vor dem Rathause an und zog von hier wieder unter den Klängen patriotischer Weisen, nach dem Wilhelmsplatz [zum Denkmal Kaiser Wilhelms I.].“<sup>34</sup>

Der Auftritt der Regimentsmusik ging in diesem Fall weit über bloße Unterhaltung und Geselligkeit hinaus. Er hatte eminent politischen Charakter: Es ging um die emotionale und geistige Mobilisierung der Gesellschaft für den Krieg. Das zeitgenössisch vielbeschworene und von der Forschung inzwischen kritisch aufgearbeitete „Augusterlebnis“ war nicht zuletzt eine militärmusikalisch untermalte, patriotische Inszenierung mit offenbar enormer Suggestionskraft auf alle Anwesenden.

32 Frankfurter Patriotisches Wochenblatt, Nr. 99, 22.8.1872.

33 Ebd., Nr. 82, 1.9.1858.

34 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 180, 4.8.1914.

Der Militärmusik kam eine Schlüsselrolle als Bindeglied zwischen den Regimentern und der zivilen Gesellschaft zu. Im wahrsten Sinne des Wortes stimmte sie die Bevölkerung auf Militär und Krieg ‚positiv‘ ein. Insofern trugen die auf den ersten Blick harmlos anmutenden Regimentskapellen ihren Teil zur Militärbegeisterung und vaterländischen Mobilisierung der Gesellschaft bei. Das war die gefährliche Kehrseite des „Folkloremilitarismus“. Gleiches gilt für die facettenreiche private Regimentsgeselligkeit (Empfänge, Bälle, Dinners, Vereinsaktivitäten und vieles mehr). Die Regimenter waren nicht zuletzt deshalb so tief im öffentlichen und privaten Leben einer Garnisonstadt verwurzelt, weil sie sowohl eine Schichten übergreifende Geselligkeit boten als auch schichtspezifische Angebote schufen.

### III. Ruhe, Sicherheit und Ordnung

Der Ruf nach „Ruhe und Ordnung“ stellte einen ordnungspolitischen Imperativ dar, der sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Kaiserreiches und der Weimarer Republik zieht. Neben der Polizei galt das Militär als Ordnungsgarant *par excellence*.<sup>35</sup> Sein Auftrag erstreckte sich vor 1914 normalerweise mehr auf die Prävention durch seine bloße Präsenz als auf die tatsächliche Bekämpfung innerer Unruhen. Nach dem Weltkrieg sah das anders aus. Die kollektive Suche nach Ordnung war Ausdruck des nun vorherrschenden Lebensgefühls eines grundlegenden Ordnungsverlusts. Die Kontinuität der Begriffe „Ruhe und Ordnung“ darf nicht täuschen, divergierte das zu Grunde liegende Ordnungsverständnis doch beträchtlich. Hinter den Sammelbegriffen „Ruhe und Ordnung“ verbarg sich ein fundamentaler Dissens über die anzustrebende gesellschaftliche, politische und sozialmoralische Ordnung. Im Nachkriegschaos der jungen Republik waren der politischen Instrumentalisierung von „Ruhe und Ordnung“ Tür und Tor geöffnet. Die komplexe Organisationsgeschichte der militärischen Verbände in den Jahren 1918 bis 1921<sup>36</sup> erschwerte die Sicherheitslage zusätzlich. Das staatliche Waffenmonopol lag nicht länger eindeutig in den Händen der regulären Streikräfte und der Polizei, sondern schloss paramilitärische Waffenträger mit ein. Die Übergänge zwischen Militär und paramilitärischen Einheiten waren fließend. Daneben existierte eine Grauzone selbsternannter Ruhe- und Ordnungsstifter vorwiegend aus dem rechten politischen Spektrum. Die Situation kam einem Ausnahmezustand in den zivil-militärischen Beziehungen gleich. Der Erste Weltkrieg bedeutete in dieser Perspektive einen epochalen Bruch. Der Ruf nach „Ruhe und Ordnung“ richtete sich jetzt mehr und

35 Zur oftmals prekären Aufgabenteilung zwischen Militär und Polizei siehe Martin WINTER, *Metamorphosen des staatlichen Gewaltapparates: Über die Entwicklung von Polizei und Militär in Deutschland*. In: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* 31 (2003), S. 519–555.

36 Vgl. hierzu das Standardwerk: Georg TESSIN, *Deutsche Verbände und Truppen 1918–1939. Altes Heer, Freiwilligenverbände, Reichswehr, Luftwaffe, Landespolizei*, Osnabrück 1974.

mehr auf „Sicherheit“ – ein Signum für das grassierende Unsicherheits- und Bedrohungsgefühl, das schwer auf dem Verhältnis zwischen Zivilbevölkerung und Militär lastete. Dem erhöhten Sicherheitsbedürfnis der Gesellschaft standen unzureichende Polizeikräfte und eine geschwächte, gespaltene, sich neu organisierende Militärmacht gegenüber. Wessen Sicherheit und welche Ordnung das Militär im Ernstfall verteidigen würde, war unklar. Die latenten Spannungen führten in Frankfurt schließlich zur Zerreißprobe. Diese Erwartungs- und Erfahrungsdimension<sup>37</sup> gilt es unbedingt zu berücksichtigen, wenn im Folgenden die zivil-militärischen Beziehungen in Frankfurt unter dem Blickpunkt des ordnungspolitischen Imperativs beleuchtet werden.

Vor dem Krieg galt Frankfurt als ein äußerst ruhiges Pflaster. Manchen Zeitgenossen erschien die Stadt geradezu langweilig und provinziell.<sup>38</sup> Seit der Revolution von 1848, die vorübergehend für Furore gesorgt hatte, war es in Frankfurt nur zu wenigen politischen und sozialen Unruhen oder Streiks gekommen. Die alte Oderstadt stand ganz im Schatten der unruhigen Metropole Berlin. In der Vorkriegszeit spielten im Umgang der Stadt mit ihrer Garnison Sicherheitserwägungen nur eine untergeordnete Rolle. Wo keine Bedrohung herrschte, da stand auch der innenpolitische Ordnungs- und Sicherheitsauftrag des Militärs nicht zur Disposition. Das Zusammenleben von Militär und Zivilbevölkerung verlief insgesamt in ruhigen Bahnen. Der Erste Weltkrieg bescherte Frankfurt ein böses Erwachen aus seinem sicherheitspolitischen „Dornröschenschlaf“<sup>39</sup> und setzte ein dickes Fragezeichen hinter die Ordnungsfunktion des Militärs.

Wie sich die zivil-militärischen Parameter in Frankfurt nach dem Krieg verschoben, soll anhand zweier markanter Episoden aus der unmittelbaren Nachkriegszeit gezeigt werden: erstens anhand der Heimkehr des Leibregiments im Dezember 1918, als die Einheit von Zivil und Militär noch einmal beschworen wurde, und zweitens anhand des „Frankfurter Erdbeerkriegs“ im Juni 1919, der schlagartig bloßlegte, dass die Sicherheit am Ort ein Trugschluss gewesen war und dass die Rolle des Militärs als Ordnungsmacht äußerst zwiespältig war.

Die ersten Truppen waren nach dem Krieg am 18. Dezember wieder in Frankfurt eingetroffen. Das Leibregiment hatte indes noch am 24. Dezember

37 Zur Erfahrungsgeschichte vgl. Nikolaus BUSCHMANN/Horst CARL, Zugänge zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges. Forschung, Theorie, Fragestellung. In: DIES. (Hg.), Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, Paderborn 2001, S. 11–26.

38 Hugo Freiherr von FREYTAG-LORINGHOVEN, Menschen und Dinge wie ich sie in meinem Leben sah, Berlin 1923, S. 111–131, bes. S. 116 f., über seine Erinnerungen an seine Zeit als Regimentskommandeur des Grenadier-Regiments Nr. 12 (Ende 1907 bis Anfang 1910).

39 Friedrich GERO, Die Stadt Frankfurt-Oder in den Jahren 1919 bis 1929. Ein Überblick, hg. vom Magistrat, Frankfurt/Oder 1929, S. 11.

an den Weihnachtskämpfen in Berlin teilgenommen, ehe es in seine alte Kaserne in Frankfurt einzog. Der feierliche Empfang von Seiten der Stadt wurde auf den 30. Dezember festgesetzt. Wenngleich er weniger bombastisch als 1871 ausfiel, glich er doch den einstigen Siegesfeierlichkeiten. Symptomatisch dafür war, dass in sämtlichen Ansprachen weder von einer Niederlage noch von einem verlorenen Krieg die Rede war. Ausnahmslos bedienten sich die Redner einer Rhetorik des ‚eigentlichen Sieges‘.<sup>40</sup> Der Kriegsausgang schwebte lediglich als dunkler Schatten über der Veranstaltung. Zwar hat die Forschung die (Offiziers-)Legende eines unrühmlichen Empfangs der Truppen durch eine undankbare Heimat inzwischen widerlegt<sup>41</sup>; sie ist umgekehrt aber noch nicht eingehender der Frage nachgegangen, ob nicht der herzliche Empfang viel dazu beigetragen hat, die Legende des unbesiegteten deutschen Heeres und deutschen Heldentums weit über die Kreise der politischen Rechten hinaus in der Bevölkerung zu verankern.<sup>42</sup> Vieles spricht dafür, dass die Reden und Feiern zum Empfang der Truppen der Kriegsdeutung der antirepublikanischen Rechten Vorschub leisteten, weil in diesem entscheidenden Moment ein gesellschaftlicher Konsens über den ‚rühmlichen Heldenkampf zur Verteidigung der Heimat‘ gestiftet wurde. Dies kam den politischen Rechten gelegen, die derlei Deutungen bloß aufzugreifen und politisch gegen die Republik zu verwenden brauchten.

Der Zweck der in Frankfurt gehaltenen Begrüßungsreden war offensichtlich: Sie sollten die gestörte Einheit zwischen Front und Heimat, zwischen Militär und Zivil wieder herstellen. Oberbürgermeister Dr. Paul Trautmann eröffnete seine Rede mit einer Lobeshymne auf die „Siegeszüge“ des Leibregiments und ehrte die Soldaten als erfolgreiche „Schirmer von Haus und Herd“, denen der Dank der Heimat gebühre. Mit Blick auf die bevorstehenden Wahlen zur Nationalversammlung<sup>43</sup> appellierte er an die Regierungstreue der Soldaten. Der Regimentskommandeur Oberstleutnant von Gluszewski beschied dem Einigkeitsappell des Oberbürgermeisters eine positive Antwort und dankte für den herzlichen Empfang der Truppen. Beide Redner waren gleichermaßen vom Krieg als einem gerechten Verteidigungskrieg überzeugt. In drastischen Worten malte der Regimentskommandeur aus, welchen Sicherheitsdienst das Regiment der Heimat erwiesen habe, indem es den Einbruch der „feindlichen Scharen“

40 Vgl. Schivelbuschs These von der Umdeutung erlittener Niederlagen in moralische Siege: Wolfgang SCHIVELBUSCH, *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865 – Frankreich 1871 – Deutschland 1918*, Berlin 2001.

41 Richard BESSEL, *Germany after the First World War*, Oxford 1993, S. 262–265.

42 Einige Überlegungen hierzu finden sich bei Gerd KRUMEICH, *Dolchstoß-Legende*. In: Etienne FRANÇOIS/Hagen SCHULZE (Hg.), *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. 1, München 2001, S. 585–599, hier S. 591 f.

43 Im Stadtgebiet erzielte die Weimarer Koalition einen riesigen Erfolg, doch schon bei den Wahlen im Folgejahr erlitt sie erdrutschartige Verluste. Die SPD verlor die Hälfte ihrer Stimmen, Zentrum und DDP büßten ein Drittel ein. *Statistisches Jahrbuch der Stadt Frankfurt (Oder)*, Bd. 1: 1911–1928, Frankfurt (Oder) 1929, S. 102.

verhindert und der Heimat „unsagbares Elend“ erspart habe, indem es den Feind von ihr ferngehalten habe. Er schloss seine Rede mit einem politischen Loyalitätsversprechen an die neue Regierung und einem Hoch auf die alte Garnisonstadt Frankfurt. Der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates von Frankfurt ließ im Gegenzug das Leibregiment hochleben. Was in Frankfurt geschah, spielte sich in auffallend ähnlicher Form in fast allen deutschen Städten ab. Die zivilen und militärischen Autoritäten versicherten sich ihrer gegenseitigen Treue und Anerkennung und besiegelten die Einheit zwischen Zivil und Militär.

Die „Oder-Zeitung“ beendete ihren Bericht über die Begrüßungsfeierlichkeiten mit dem symbolträchtigen Satz: „Das Regiment kehrte nun, von der Menge begleitet, zur Kaserne zurück, auf der seit Sonntag morgen über der roten Fahne die schwarz-weiß-rote Fahne weht.“<sup>44</sup> In den beschönigenden Reden mochte das Leibregiment in der Republik angekommen sein – seine politische Loyalität blieb indes mindestens ebenso fragwürdig wie die republikanischen Lippenbekenntnisse der „Oder-Zeitung“.

Ein halbes Jahr später zeigte sich bei der zweiten Episode, dem Erdbeerkrieg, wie labil die Einheit zwischen Zivil und Militär tatsächlich war. Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, da außer ein paar Wach- und Patrouillendiensten keine militärischen Einheiten in Frankfurt waren, brachen in der Innenstadt Krawalle aus. Das örtliche Militär, darunter die ehemaligen Leibgrenadiere und Prinz Carl Grenadiere, war mit der 5. Division zum Grenzschutz Ost ausgerückt.<sup>45</sup> Schon seit geraumer Zeit hatte in der Bevölkerung Unzufriedenheit über die Wucherpreise für Lebensmittel geherrscht. Schließlich kam es am 25. Juni auf dem Markt zu Unruhen. Der Anlass war eigentlich gering – eine Erdbeerverkäuferin hatte sich geweigert, ihre Preise zu senken und hatte ihre Ware vor den Augen der Kunden zerstampft –, aber er genügte, um Tumulte unter den Marktbesuchern auszulösen.<sup>46</sup> Ein Polizist rief entgegen seiner Dienstanweisung ein militärisches Wachkommando herbei, das anstatt für Ruhe zu sorgen, lediglich den Zorn der Zivilisten steigerte. Die Lage verschlimmerte sich, als just am Abend der Marktunruhen auswärtige USPD-Anhänger eine politische Versammlung auf dem Marktplatz abhielten. Sie geriet außer Kontrolle und gipfelte in Ausschreitungen: Das Zivilgefängnis wurde gestürmt, Insassen befreit und Geschäfte und Restaurants geplündert. Über Frankfurt wurde der Belagerungszustand verhängt und das Rathaus militärisch besetzt. Ungeachtet des Versammlungsverbots und mehrfacher Warnungen des Militärs umringte eine aufgebrachte Menschenmenge die Wachsoldaten. Da eskalierte die Situation. Ein Schießbefehl erfolgte. Fünf Tote und mindestens 26 Verwundete, darunter Frauen und Kinder, waren das

44 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 305, 31.12.1918.

45 Siehe TESSIN, Deutsche Verbände, S. 47, 57, 102 f., 129, 145–149.

46 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 146, 26.6.1919.

beklagenswerte Resultat. Erst als der zivile Sicherheitsdienst eingetroffen war, auf den sich der Reichswehrbrigadekommandeur, der Oberbürgermeister und die Führer der Arbeiterschaft inzwischen geeinigt hatten, konnte die Truppe in die Kasernen abrücken.<sup>47</sup>

Die Gewalterfahrungen der „Frankfurter Schreckenstage“<sup>48</sup> gruben sich tief ins kollektive Gedächtnis der Bewohner ein.<sup>49</sup> Wer hatte den Millionensachschaden und die unschuldigen Opfer zu verantworten? Hatte das Militär als Sicherheitsgarant versagt? Das Dilemma der bewaffneten Macht im Einsatz gegen die Bevölkerung war für alle offenbar geworden. Weder vermochte das Militär die Sicherheit vor Ort zu garantieren, solange seine Kräfte von den Grenz- und Bürgerkriegskämpfen im Osten absorbiert wurden, noch konnte es für Ruhe sorgen, solange sein Auftreten von Teilen der Bevölkerung, insbesondere der Arbeiterschaft, als Provokation aufgefasst wurde. Mehrfach kam es in Frankfurt zu tätlichen Übergriffen gegen Reichswehrtruppenteile. In den städtischen Gremien und in den Zeitungen tobte der Streit um Schuld und Versagen. Für den sozialdemokratischen „Frankfurter Volks-Freund“ hatten sich die Feindbilder Militär und „Oder-Zeitung“ verfestigt. Die „Oder-Zeitung“ und das Reichswehrbrigadekommando hingegen hielten an ihrem Glauben an die militärische Ordnungsmacht fest. Als notwendige Ergänzung „dem plündernden Mob gegenüber“ forderten sie vehement eine „straff organisierte Einwohnerwehr“.<sup>50</sup> Die Gewaltexzesse lasteten sie ihren politischen Gegnern an; sie hätten die spartakistische Putschgefahr für Frankfurt sträflich unterschätzt und die Bildung einer Einwohnerwehr verhindert. Namentlich richtete sich der Vorwurf gegen das Gewerkschaftskartell und die Obleute der Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenräte.<sup>51</sup> Die unmittelbare Verantwortung würden „radaulustige und unsaubere Elemente“ unter Führung auswärtiger Spartakisten tragen. Alle beteiligten Sachbeschädiger und Plünderer standen unter dem Generalverdacht, Spartakisten zu sein und wurden hart bestraft.<sup>52</sup> Es herrschte Einigkeit darüber, so schnell als möglich eine Einwohnerwehr auf die Beine zu stellen. Noch Ende Juni wurde sie gegründet. Aber der Streit um die Modalitäten des zivilen Sicherheitsdienstes war nicht beigelegt. Alle politischen Lager befürchteten eine Instrumentalisierung der Einwohnerwehr

47 Ebd., Nr. 148, 28.6.1919.

48 Ebd.

49 Stadtarchiv Frankfurt (Oder) XXXIV 35 (6), Nachlass Hermann Trebbin, Aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, hs., Bl. 18.

50 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 147, 27.6.1919.

51 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 148, 28.6.1919.

52 Vgl. etwa den Schuldspruch des Schwurgerichts Frankfurt (Oder) vom 31. Oktober 1919 gegen den Dachdecker Johannes A. Er war an dem Abend betrunken gewesen, konnte sich an nichts mehr erinnern und bestritt, Spartakist zu sein. Er sei Katholik und habe auch seine 13 Kinder katholisch taufen lassen. Trotz mildernder Umstände wurde er zu drei Jahren Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt. Frankfurter Volks-Freund, Nr. 107, 1.11.1919; ferner: Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr. Br. Rep. 12 B Staatsanwalt beim Landgericht Frankfurt (Oder), Nr. 211–223 u.ö.

durch ihre Gegner. Beschimpfungen und Schuldzuweisungen in der Stadtverordnetenversammlung und den Zeitungen prägten die Auseinandersetzung. Wieder ging es im Kern um den Ordnungs- und Sicherheitsbegriff, um den man schon monatelang gerungen hatte.

Gemeinsam betrachtet, zeigen die beiden Episoden aus der unmittelbaren Nachkriegszeit in Frankfurt einen signifikanten Wandel im zivil-militärischen Verhältnis: Hatte im Dezember 1918 der Oberbürgermeister noch an die Kooperationsbereitschaft der heimkehrenden Leibgrenadiere appelliert, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, so war sechs Monate später das Reichswehrbrigadekommando dringend auf die Kooperation der Zivilbevölkerung angewiesen. Immer wieder warb es um das Verständnis und die Mithilfe der Bürger.<sup>53</sup> Vielfach vergeblich. Denn durch den Erbbeerkrieg hatten sich die Gräben zwischen Militär und Arbeiterschaft vergrößert; aufgrund der unschuldigen Opfer war das Vertrauen in die militärische Ordnungsmacht nachhaltig erschüttert.

Nur wenige Tage nach den blutigen Juniereignissen wurde die Nachricht bekannt, dass die „alten bewährten Zwölfer“ in eine andere Garnison verlegt werden sollten. Mit einem flammenden Plädoyer trat die „Oder-Zeitung“ für den Verbleib jener Teile des Regiments in Frankfurt ein, welche die Tradition der „Zwölfer“ im Reichsheer fortführen sollten.<sup>54</sup> Sie verwies auf die Tradition, die guten Beziehungen zur Bürgerschaft und die vielen schönen Erinnerungen, welche Stadt und Regiment teilten und die damit verloren gingen. Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften seien wirtschaftlich, freundschaftlich und verwandtschaftlich mit der Bevölkerung verbunden. Mit einer deutlichen Anspielung auf die Gewaltexzesse der vergangenen Tage argumentierte die Zeitung sicherheitspolitisch: „Gerade in der heutigen Zeit ist es doch von erhöhter Bedeutung, daß solche Truppen in die Garnison zurückkommen, welche die Bürgerschaft und ihre Eigenarten kennen, bei der Bevölkerung beliebt und geeignet sind, das alte gute Verhältnis zwischen Einwohnern und Militär wiederherzustellen. Allein die letzten Tage liefern den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht.“ Mit Nachdruck fügte sie hinzu: „Frankfurt will seine alten Zwölfer behalten.“<sup>55</sup>

Was die „Oder-Zeitung“ in pathetische Worte fasste, mutet wie die Vertreibung aus dem zivil-militärischen Paradies der Vorkriegszeit an. Umso bemerkenswerter aber ist die Reaktion des „Frankfurter Volks-Freundes“. Aus seiner Antipathie gegen die bewaffnete Macht hatte er nie ein Hehl gemacht. Auf die Neuigkeit hin, dass die „Zwölfer“ doch in Frankfurt bleiben würden, schrieb er nun versöhnlich: „Die ‚Zwölfer‘, das alte Frankfurter Regiment,

53 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 149, 29.6.1919.

54 Frankfurter Oder-Zeitung, Nr. 150, 1.7.1919.

55 Ebd.

hat [...] wieder unsre Stadt als Garnison zugewiesen erhalten [...]. Wir hoffen, daß die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Zukunft ein ruhiges und gutes Einvernehmen zwischen Zivil und Militär ermöglichen wird.“<sup>56</sup>

Aus den Reaktionen auf den Verbleib der Traditionseinheit der „Zwölfer“ in Frankfurt kann man wichtige Rückschlüsse auf den besonderen Stellenwert der heimischen Truppen ziehen: Zum einen lässt sich daran ablesen, wie nachhaltig die persönlichen Bindungen zwischen den alten Regimentern und der Stadt und ihrer Bevölkerung waren. Sodann zeigen sie, dass die altvertrauten ehemals königlichen Regimenter im Umgang mit der eigenen Bevölkerung sogar in den Reihen ihrer Gegner einen gewissen Vertrauensvorschluss und Sympathiebonus gegenüber der anonymen Reichswehr genossen – ungestört der Tatsache, dass sie als monarchistisch infiltriert galten. Und schließlich legen die Reaktionen die provokante These nahe, dass die Traditionseinheiten – trotz ihrer monarchistischen Tendenzen – zur Beruhigung des zivil-militärischen Verhältnisses vor Ort beitrugen. Ausgerechnet die wenig republiktreuen Traditionseinheiten wirkten so als eine vertrauensbildende Instanz für das Einvernehmen zwischen Zivilbevölkerung und örtlicher Reichswehr.

## Fazit

Der Artikel hat an einem konkreten Beispiel das Erkenntnispotenzial des Regiments-Ansatzes für eine regionale Militärgeschichte ausgelotet. Auf den drei Feldern „Macht und Repräsentation“, „Unterhaltung und Geselligkeit“ sowie „Ruhe, Sicherheit und Ordnung“ wurden einige der gesellschaftlichen Integrations- und Desintegrationsprozesse nachgezeichnet, die sich um zwei Infanterieregimenter in Frankfurt (Oder) abspielten. In der Argumentation wurde auf den Komplex „Wirtschaft und Infrastruktur“ bewusst verzichtet, um dafür die anderen, weniger bekannten und häufig unterschätzten Wirkbereiche und Imageimpulse der Regimenter aufzuzeigen, welche die Identität Frankfurts als Garnisonstadt festigten und das Zusammenleben zwischen Militär und Zivilbevölkerung prägten.

Kaum etwas drückte das alltägliche Gewicht des Militärs im Kaiserreich so deutlich aus wie das „Adreß-Buch“ von Frankfurt. Alljährlich schrieb es die gesellschaftliche Rangordnung aufs Neue fest, indem es von allen Branchen an erster Stelle das Militär nannte. Im Vorwort der Ausgabe von 1900 findet sich gleich im zweiten Absatz eine aussagekräftige Passage über das offizielle Selbstbild Frankfurts als Garnisonstadt. Für das Vorwort zeichnete kein Geringerer verantwortlich als Eugen Trowitzsch, der Verleger der „Frankfurter Oder-Zeitung“:

56 Frankfurter Volks-Freund, Nr. 104, 29.10.1919.

„Diese starke Garnison [5355 Offiziere, Soldaten und Militärbeamte] giebt der Stadt ein charakteristisches Gepräge. Es besteht zwischen dem Militär und der Bürgerschaft ein besonders gutes Einvernehmen: sei es, daß die Militärkapellen ihre Weisen ertönen lassen, Rekruten exerziert werden, Besichtigungen abgehalten werden, die Truppen ins Manöver rücken oder wiederkehren, Zapfenstreich oder gar eine Parade der Garnison stattfindet, immer findet das alles Teilnahme bei der Bevölkerung – im letzteren Falle umstehen Zehntausende den Anger, das alte Paradeplatz der Frankfurter Garnison, und verfolgen mit ‚sachverständigem‘ Urteil die Bewegungen der einzelnen Truppenteile. – Wegen der großen Garnison wählen denn auch viel pensionierte Offiziere Frankfurt a. O. als Ruhesitz.“<sup>57</sup>

Die besondere Attraktivität als Alterssitz für angesehene, oftmals adelige Familien hatte Frankfurt wiederum seinen beiden exklusiven Infanterieregimentern zu verdanken. Die Offiziersstammliste des Leibregiments liest sich wie das „Who is Who“ des preußischen Adels.<sup>58</sup>

Das „Leibregiment“ und die „Prinz Carl Grenadiere“ bildeten regelrechte Referenzkulturen, die in den Köpfen der Bewohner und ‚Ehemaligen‘ noch fortlebten, als die Regimenter längst aufgelöst waren. Wie die Regimenter wahrgenommen wurden, ob als festlicher Repräsentant der Hohenzollerndynastie, als willkommenener oder unliebsamer Ordnungshüter oder als lokaler Geselligkeitsfaktor, änderte sich je nach Kontext und dem Standpunkt des Betrachters. Das Verhältnis zwischen Militär und Zivilbevölkerung im Untersuchungszeitraum lässt sich also auf keine einfache Formel bringen. Es gestaltete sich dynamisch, und dies um so mehr, als sowohl die Fremdeinschätzung des Militärs als auch seine Selbsteinschätzung zwischen den verschiedenen Aufgaben- und Handlungsfeldern oszillierten und sich die Felder wandelten. Im historischen Längsschnitt lassen sich aber einige Entwicklungslinien festmachen: Im Kaiserreich überwog die Repräsentations- und Geselligkeitsfunktion der Frankfurter Regimenter gegenüber ihrem Ordnungs- und Sicherheitsauftrag. Ihre schichten- und lagerübergreifende Beliebtheit gründete sich vor allem in dem engen Konnex zwischen Militär und öffentlicher Festkultur sowie in den persönlichen Beziehungen zur Einwohnerschaft. Nach dem Ersten Weltkrieg verschoben sich die Gewichte und die zivil-militärischen Parameter der Vorkriegszeit gerieten aus dem Gleichgewicht: Mit der Flucht des Kaisers und der Ausrufung der Republik entfiel die traditionelle Repräsentationsfunktion der Regimenter, ohne dass an ihre Stelle ein adäquater Ersatz trat. Auch die militärische Geselligkeit (Umzüge, Paraden, Militärkonzerte) war nur ein schwacher Nachklang auf ihre Vorkriegsblüte. Mit der Auflösung der alten Regimenter und ihrer Militärkapellen schwand der militärische Geselligkeitsfaktor zusehends. Im

57 Adreß-Buch für Frankfurt an der Oder, 1900, S. III., Statistik S. 85.

58 Offizier-Stammliste des Leib-Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8, zusammengestellt von KROLL, Major a. D., Berlin 1899.

Gegenzug trat der Ordnungs- und Sicherheitsauftrag des Militärs massiv in den Vordergrund. In den Nachkriegswirren der Grenz- und Bürgerkriegskämpfe konnte das Militär die Sicherheit in Frankfurt aber nicht mehr garantieren, wie sich bei den Gewalteskalationen im Frankfurter Erdbeerrieg zeigte. Überdies mangelte es an einem Konsens darüber, welche Art von Ordnung geschaffen werden und für wessen Sicherheit das Militär bürgen solle. Dies alles geschah unter denkbar ungünstigen politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

Welche Forschungsdesiderate und -perspektiven ergeben sich nun daraus für eine regionale Militärgeschichte? Damit die Militärgeschichte der Dynamik in den zivil-militärischen Beziehungen gerecht wird und sie analytisch zu fassen bekommt, erscheint es sinnvoll, das Militär nach den Eigenheiten seiner regionalen und lokalen Teileinheiten mehr zu differenzieren als bislang üblich. Nimmt man die Forderung der neueren Militärgeschichte ernst, die Dichotomie zwischen Militär und Gesellschaft zu überwinden und das Militär als Teil der Gesellschaft zu untersuchen, bedarf es einer stärkeren Kontextualisierung der Teileinheiten. Um deren räumlicher und sozialer Verankerung in einem konkreten historischen Umfeld nachzuspüren, bieten sich Stadt und Region als Untersuchungsräume besonders an. Zudem ist es an der Zeit, dass die neuere Militärgeschichte die Sicht ‚von unten‘ durch die Sicht ‚von oben‘ ergänzt und Offiziere als Untersuchungsgegenstand stärker berücksichtigt. Eine Militärgeschichte, die sich als Gesellschaftsgeschichte organisierter Gewalt versteht, sollte die Disziplinargewalt über Soldaten und die kriegerische Zerstörungsgewalt des Militärs mit in den Blick nehmen. Im vorliegenden Aufsatz musste auf diese Thematik leider gänzlich verzichtet werden. Regimenter waren Ausbildungsstätten für den Ernstfall, nämlich den Krieg. Insofern gilt es, ihre Rolle in Krieg und Frieden zu untersuchen. Ob auch andere Regimenter das Image einer Stadt ebenso stark prägten, wie dies in Frankfurt (Oder) der Fall war, ob es in den Beziehungen zwischen Zivilbevölkerung und Militär vielleicht doch einen ‚Fall Preußen‘ gegeben hat oder nicht, werden erst regionale Vergleiche erhellen.<sup>59</sup>

59 Eine Tübinger Kollegin bereitet derzeit eine Dissertation vor, die mit Bamberg als Garnisonstadt komplementär zum Fall Frankfurt (Oder) angelegt ist: Ingrid MAYERSHOFER, *Städtische Eliten und bewaffnete Macht. Eine Untersuchung zum Wandel von „Wehrhaftigkeit“ am Beispiel Bambergs, 1860–1922.*

Wencke Meteling, I reggimenti: fattori che improntano l'immagine di un luogo. La guarnigione brandeburghese di Francoforte sull'Oder quale modello per tracciare una storia militare di stampo regionale

I reggimenti erano considerati fattori in grado di improntare l'immagine di un luogo: questa è la tesi centrale del saggio. Il loro valore per una città non era ridicibile a criteri economici, anzi, essi assumevano una forte valenza sociale, erano portatori di una propria cultura militare, che, travalicando i confini della città in cui erano di stanza, si irradiava su tutto il territorio circostante e su un'intera regione. Dal momento che né l'esercito prussiano, né la società prussiana conoscevano gerarchie finemente differenziate per quanto attiene all'"importanza dei reggimenti", il significato che questi ultimi rivestivano per le città e per intere regioni si basava sul contesto culturale.

Il presente contributo si propone di riunire una serie di idee in vista di una storia dei reggimenti, da intendersi in termini di storia militare di stampo regionale. Nell'introduzione vengono avanzate una serie di considerazioni finalizzate a delineare una moderna storia sociale del potere militare su base regionale, considerazioni che si basano su teorie, interrogativi e metodologie derivanti dalla storia sociale, dai *cultural studies* e dalla nuova storia militare. Le città sedi di guarnigioni si prestano particolarmente a soddisfare gli interrogativi e i problemi sollevati dai *cultural studies*, essendo esse al tempo stesso luoghi di cultura civile in quanto centri urbani e luoghi di cultura militare in quanto sedi di una guarnigione. La scelta del reggimento quale chiave di lettura di una realtà urbana in movimento riveste, in questo contesto, dal punto di vista metodologico un ruolo di cerniera fra due piani, la realtà macrostorica e quella microstorica. Tale intreccio potrebbe costituire l'asse portante di una futura storia militare su base regionale.

Nella sua parte sperimentale, il saggio analizza, scegliendo come esempio la guarnigione brandeburghese di Francoforte sull'Oder e due grandi reggimenti di fanteria, l'importanza che l'esercito ha rivestito per la società nel periodo compreso fra gli anni sessanta dell'Ottocento e gli anni venti del Novecento. Incentrata su tre ambiti tematici – potere e rappresentanza; divertimento, socialità e quiete; sicurezza e ordine –, l'indagine mira a scandagliare il ruolo rivestito dai reggimenti, i valori che essi incarnavano e il loro effetto sulla società, in quanto fattori di integrazione o di disintegrazione. Il saggio si riallaccia dunque all'interesse gnoseologico suscitato dagli studi sul militarismo e sulla militarizzazione, e cioè all'interrogativo circa il significato sociale dell'esercito. Gli ambiti economico e infrastrutturale, ampiamente trattati negli studi sulle guarnigioni, sono stati volutamente trascurati a favore di altri ambiti operativi e di altri impulsi creatori di immagine, meno noti e spesso sottovalutati, che hanno rafforzato l'identità di Francoforte sull'Oder come sede di guarnigione e improntato la convivenza fra militari e popolazione civile. Si è dovuto limitare l'esposizione a pochi momenti salienti, lasciando in ombra, fra l'altro, i periodi di guerra.

I rapporti fra militari e civili nell'arco di tempo preso in esame non sono ridicibili a una semplice formula. Il modo in cui i reggimenti erano percepiti – rappresentanti solenni della dinastia degli Hohenzoller, tutori dell'ordine benaccetti o guardati con ostilità, oppure fattori di socialità locale – variava secondo il contesto e il punto di vista dell'osservatore. I rapporti fra militari e popolazione civile assunsero un carattere estremamente dinamico, e ciò tanto più se si pensa che sia la valutazione che i civili davano dei militari sia quella che i militari davano di se stessi oscillava tra le diverse sfere di intervento e di competenza, le quali per giunta mutavano. Sul lungo periodo si possono constatare tuttavia molteplici linee di sviluppo.

Nell'impero le funzioni di rappresentanza e di socialità dei reggimenti francofortesi prevalsero sul loro mandato di garanti dell'ordine e della sicurezza. La loro popolarità trasversale (ceti sociali e schieramenti politici diversi) affondava soprattutto nell'intimo nesso fra esercito e cultura pubblica della festa, come anche nei rapporti personali con la popolazione civile. Dopo la Prima guerra mondiale gli equilibri mutarono; i parametri civil-militari del periodo prebellico assunsero un altro assetto: con il declino della monarchia, la tradizionale funzione di rappresentanza dei reggimenti venne meno, senza essere sostituita in modo adeguato. Con lo scioglimento dei vecchi reggimenti e delle loro bande militari la spiccata socialità militare dei tempi dell'impero si attenuò, trasferendosi sempre più verso la sfera semipubblica e privata. Per contro, passò massicciamente in primo piano il mandato di garanti dell'ordine e della sicurezza dei militari. Durante i disordini postbellici che caratterizzarono l'epoca della guerra civile e delle battaglie per la difesa dei confini, l'esercito non seppe garantire la sicurezza a Francoforte, come dimostra l'escalation di violenze registrata nel giugno 1919 e culminata nella cosiddetta "guerra delle fragole". Esisteva inoltre scarso consenso circa il genere di ordine che andava creato e i gruppi sociali di cui l'esercito doveva garantire la sicurezza. Tutto ciò accadde all'interno di un contesto politico, economico e sociale naturalmente sfavorevole.

Nelle conclusioni vengono indicate alcune prospettive ed esigenze di ricerca in vista di una storia militare su base regionale. Da un lato appare utile, in futuro, differenziare maggiormente l'esercito in base alle sue unità regionali e locali e contestualizzare in misura maggiore queste ultime, operazione per la quale città e regione appaiono contesti particolarmente adatti. In secondo luogo, la nuova storia militare dovrebbe integrare la visione "dal basso" con quella "dall'alto", cioè con il punto di vista degli ufficiali. Non andrebbero inoltre trascurati due aspetti: il potere disciplinare sui soldati e il potere bellico distruttivo dell'esercito. E, da ultimo, si potrebbe cercare di capire, mediante confronti regionali, se nelle città non prussiane i reggimenti abbiano lasciato un'impronta altrettanto incisiva che nel caso di Francoforte sull'Oder, oppure se, per quanto attiene ai rapporti tra civili e militari, non si debba forse parlare sul serio di un "caso prussiano".